

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Wilfert, Otto: Die Glückshaube. Eine abergläubische Geschichte [2 Bilder;
Rößler, Adalbert von]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Teile seines Körpers zwischen Himmel und Erde aufhingen — den Raubvögeln zum Fraße — ein Anblick des Schreckens und des Ekels! — Nein, bei Gott, dies sollte nicht geschehen, diese teure Reliquie wenigstens sollte nicht zum Abscheu der Vorübergehenden dienen!

Mit fast übermenschlicher, dem Wahnsinn innewohnender Kraft riß sie den Pfahl aus der Erde, und im nächsten Augenblick zog sie den Nagel, der die geliebte Hand festhielt, aus dem Holze. Hastig enteilt sie mit ihrer Beute und gelangte an das große, noch verschlossene Portal des Klosters, in welchem sie vor drei Tagen vergeblich Hilfe und Rettung für den Geliebten gesucht hatte. Alle ihre Qualen, alle Angst und Verzweiflung, die sie hinter dieser Pforte gefühlt hatte, erwachten da aufs neue in ihr, zugleich mit dem Verlangen nach Rache an dem Abt und den Mönchen, die kaltberzig ihren Jammer sehen und ihr dennoch Hilfe versagen konnten. Ja, Rache wollte sie haben, sie brauchte sie zur Sühnung des an ihrem Kunz verübten Verbrechens, ebenso wie zur Strafe des an ihr selbst von dem Abt begangenen Undanks! Sie mußte Rache haben und — die Hand des Gemordeten selbst sollte sie dem Kloster verfallen!

So dachte Veri, und hellauflachend in plötzlich wiedererwachtem Wahnsinn ergriff sie einen an der Strafe liegenden Stein und trieb damit den durch die geraubte Hand gehenden Nagel tief in das Holz der Klosterpforte. Dann zog sie ein Stückchen Kreide, das sie, als des Schreibens kundig, in der Mühle für geschäftliche Zwecke stets bei sich zu tragen pflegte, aus der Tasche und schrieb mit großen Buchstaben darunter:

„Diese Hand wird sich rächen!“

Etwas zurücktretend prüfte sie ihr Werk, dann, nochmals grell auflachend, verschwand sie im angrenzenden Walde.

Nicht ohne geheimes Grauen vernahm der Abt am Morgen den Bericht des Pförtners über die von ihm beim Öffnen der Pforte gemachte grauenhafte Entdeckung. Wie die meisten seiner Zeitgenossen war er ungeachtet seiner hohen geistlichen Würde nicht frei von Aberglauben und deshalb geneigt, das unheimliche nächtliche Vorkommnis mit übernatürlichen Kräften in Verbindung zu bringen. Aber glücklicherweise gab es, seiner Meinung nach, ja Mittel und Wege, die ohne Zweifel von höllischen Mächten herrührende Drohung unschädlich zu machen. Er ließ die Totenhand an den wieder aufgerichteten Pfahl befestigen, verlöschte sodann eigenhändig mittelst eines in Weihwasser getauchten Schwammes die gespenstige Schrift am Portale und machte, nachdem er die Stelle gehörig beräuchert hatte, drei Kreuzlein darüber.

So glaubte Abt Johann die dem Gotteshause durch die Totenhand drohende Gefahr abgewendet zu haben. Aber er täuschte sich. Drei Tage nachher, in früher Morgenstunde, als ein gewaltiger Sturmwind durch das Thal brauste, brach im östlichen Flügel des Klosters Feuer aus, das sich mit rasender Schnelligkeit über sämtliche Gebäulichkeiten verbreitete und sie binnen wenigen Stunden in Asche und Schutt legte.

Niemand vermochte sich die Ursache des Brandes zu erklären. Man sah ihn allgemein als von der „rächenden Hand“ gestiftet an. Diese Meinung fand um so mehr Glauben, als einige Mönche, inmitten der zum Himmel lobenden Flammen, auf dem First des Daches eine teuflische Gestalt gesehen haben wollten, die unter gräßlichem Lachen einen Gegenstand, der wie eine menschliche Hand ausfas, über dem Haupte schwang.

Der Pförtner zwar behauptete, in der Gestalt das wahnstinnig gewordene Weib des hingerichteten Redmanns Kunz Fehlin erkannt zu haben, aber es gab keinerlei Beweise hiefür. Thatsächlich jedoch war Veri von jenem Tage an verschwunden und mit ihr die abermals von dem Pfahle losgerissene „rächende Hand“.

Die Glückshäube.

Eine abergläubische Geschichte, worin die Frauen Recht behalten.

Von Otto Wilfert.

In Waldenbromm — so wollen wir die württembergische Oberamtsstadt nennen, in der unsre Geschichte spielt — war Rekrutentag, der 1. Februar 1852. Im ganzen Schwabenland, so auch im Bezirk Waldenbromm, mußten an diesem Tage sämtliche militärpflichtig gewordenen jungen Leute in der Bezirksstadt erscheinen, um zu „spielen“, d. h. um zu lösen, wer Soldat werden müsse und wer nicht. Schon am frühen Morgen fuhrn betränzte Leiterwagen von allen Seiten her durch die Stadtthore und sausten im Galopp durch die Straßen. Die Burschen johlten dazu aus Leibeskräften. Stundenlang ging das so fort; ja, den ganzen Vormittag sah man auf Straßen und Plätzen nichts als junge Burschen mit Sträußchen am Hute, Ketten bildend, johlend, schreiend, sich möglichst betrunken und fidel anstellend. Eine Polizei schien es nicht zu geben, die Buben waren heute die Herren der Stadt. In den Nachmittagsstunden zogen sie, heiser gebrüllt, aber immer noch brüllend, hinaus in die heimatischen Dörfer, um diesen auch etwas von dem Vergnügen zuzuwenden. Warum sollten sie auch nicht? Ziel es doch niemanden ein, ihnen etwas in den Weg zu legen! Im Gegenteil, das galt bei alt und jung als der höchste Ruhm, an diesem Tag der Tollste zu sein.

In Wahrheit waren freilich die Burschen in Waldenbromm keineswegs so lustig, als sie thaten. Es war vielmehr der reine Galgenhumor, der sie so schreien und großthun hieß. Die wenigsten zogen ja hohe Nummern, die „frei“ machten; die meisten mußten „her“, d. h. Soldat werden. Und in den Herzen derer, die heute ihr gefürchtetes Schicksal unweideruflich kommen fühlten, sah es, obgleich gerade diese am ärgsten trakeelten, meistens recht traurig aus.

So traurig, wie in dem Erkerstübchen in dem großen Haus am Marktplatz, wo eine Familie um den Frühstückstisch versammelt war! Das war der Herr Gerichtsnotar Kurzenberger, seine Frau und zwei erwachsene Töchter, Marie und Emilie. Offenbar hatte es Streit gegeben. Der Herr Notar schaute ingrimmig in eine Zeitung hinein; die beiden Töchter wagten nicht aufzublicken; die Mutter hatte sich im Sofa zurückgelehnt, ließ den Kaffeelöffel zwischen den Fingern tanzen und betrachtete angelegentlich die Verzierung an der Zimmerdecke.

Das dauerte so eine Weile. Die bekommenne Stille im Zimmer bildete einen eigentümlichen Gegenatz zu dem lauten Treiben der johlenden Jugend auf dem Marktplatz drunten. Endlich brach die Frau Notar das peinliche Schweigen und sagte: „Ich sehe nicht ein, warum du's nicht thun willst, Vater. Mein Onkel Fritz ist auch mit einer Glückshäube geboren worden, und ich weiß noch ganz gut — ich war damals auf Besuch bei meinen Großeltern und schon ein großes Schulmädchen —, wie der Großvater die Glückshäube einschob und der Onkel Fritz frei wurde.“

„Jetzt geh mir zum Kuckuck mit dem albernen Geschwätz, Pauline!“ sagte der Herr Notar ganz erbozt. „Ich will einmal nichts wissen von dem dummen Aberglauben! Laßt mich in Ruh' damit! Eine Glückshaubel! Sabaha! Es ist zum Tottlachen, nein, zum Tollwerden! Aus der Haut möcht' man fahren und sich daneben setzen! Ein für allemal, ich verbitt' mir's, und es wird nichts drauß! Wie kann man einem vernünftigen Menschen so was zumuten!“

Der alte Herr warf die Zeitung auf den Tisch und stand auf. Noch ganz grimmig fuhr er fort: „Daß ihr mir nur immer das Frühstück so verderben müßt! Seit acht Tagen alle Morgen den Krimskrans, den einfältigen! Ich gehe jetzt auf die Kanzlei. Das sag' ich dir aber, Frau, wenn ihr mir beim Mittagessen noch einmal mit dem dummen Zeug daher kommt, so geh' ich auf der Stell' ins Lamm und ess' dort zu Mittag!“

Damit war er schon an der Thüre.

„So trink doch deinen Kaffee vollends aus, Mann, er ist ohnehin schon ganz kalt geworden!“ mahnte die Frau Notar.

„Nichts! Ich will nichts mehr wissen!“ rief der Erbozte, schlug die Thüre gewaltig zu und ging mit schweren Schritten über den Gang. Draußen hörte man noch einige Thüren wettern, dann polternde Tritte die Treppe hinab.

Drinnen räumten die Mädchen den Frühstückstisch ab.

„O Kinder!“ sagte die Frau Notar seufzend, „seid mir nicht so dumm, und meint nicht, ihr müßtet Männer haben! Da seht ihr, was man mit ihnen ausstehen muß.“

„Ja, du hast aber eben auch immer wieder davon angefangen, Mutter!“ sagte Marie, die Älteste. Sie war die Vertraute der Mutter und durfte sich schon etwas erlauben.

„Dramm ist mir's eben um euren armen Bruder!“ seufzte die Frau Notar.

„Ja, uns auch!“ gab Marie zurück. „Aber wenn's eben einmal nicht geht, so geht's nicht! Der Vater ist nicht mehr heranzubringen, soviel ist klar!“

„Ich kann wenigstens nichts mehr thun,“ sagte die Frau Notar, „aber wenn's euch zwei Ernst ist, daß ihr eurem Bruder helfen wollet, so giebt's immer noch ein Mittel.“

„Sag's, Mutter, wir thun alles!“ riefen die Schwestern wie aus einem Munde.

„So setzt euch her zu mir an den Nähtisch und höret, was ich sage!“

Die Mädchen setzten sich, jede mit einer Arbeit, der Mutter gegenüber. Diese ergriff das Wort und sprach: „Also sehet, Kinder, euer Bruder Karl ist mit einer

Glückshaubel geboren. Eine Glückshaubel, das ist ein Stück Haut, die das Kind nachher wieder verliert. Es ist eine große Seltenheit und bedeutet ein ganz besonderes Glück für das Kind. Nur darf man die Glückshaubel nicht aus dem Haus geben. So lang der Vater lebt, darf das Kind die Glückshaubel nicht sehen, niemals; der Vater muß sie aber an allen wichtigen Tagen bei sich tragen. Auch andern Personen, nicht bloß dem Kind selbst, kann eine Glückshaubel Glück bringen. Wenn z. B. zwei junge Leute sich die Hand reichen, während eines von ihnen die Glückshaubel bei sich trägt, so werden sie bald ein Brautpaar. Aber es darf keines von beiden wissen, daß die Glückshaubel um den Weg ist; überhaupt muß alles Derartige immer im geheimen und unbeschrieben vor sich gehen. Ich habe natürlich Karls Glückshaubel sogleich unbemerkt auf die Seite gebracht und aufgehoben bis heut. Da sehet ihr sie.“

Damit zog die Frau Notar das Wunderding aus der Tasche. Es war kunstreich zusammengefaltet und steckte in einem vergilbten Briefumschlag. Wer nicht wusste, was es war, hätte es für eine pergamentene Urkunde aus alten Zeiten halten können.

Die Frau Notar fuhr fort: „Wenn jetzt heut der Vater für euern Bruder das Los zieht und dabei die Glückshaubel bei sich trägt, so ist kein Zweifel, daß der Karl eine hohe Nummer bekommt, die ihn frei macht. Bedenket, müßte ja der Vater für einen »Einsteser« acht-hundert Gulden zahlen! Wie gesagt, bei meinem Onkel Fritz ist's so gewesen; der Großvater hat für ihn gezogen, mit der Glückshaubel in der Tasche. Und jetzt vollends bei unserem Karl! Der hat ja heut sogar seinen 21. Geburtstag; da kann's gar nicht fehlen. Deswegen muß



Den ganzen Vormittag sah man auf Straßen und Plätzen nichts als junge Burschen mit Sträußchen am Hüte.

der Vater heut die Glückshaubel mit zur Ziehung nehmen, er mag wollen oder nicht. Das ist ja gerade so geschickt in unserem Gesetz, daß der Vater das Los ziehen darf, wenn der Sohn nicht im Bezirk wohnt. Wie froh bin ich, daß der Karl jetzt Student ist! Noch zweimal muß der Vater die Glückshaubel tragen: an Karls Examen und an seinem Hochzeitstag. Dann bekommt sie der Karl selbst, versiegelt in einem Papier; denn sehen darf er sie niemals. So war's beim Onkel Fritz und so muß es in unserer Familie gehalten werden, so oft es wieder vorkommt. Ja, merkt's euch nur, Kinder!“

Die Mädchen wurden rot.

„Jetzt aber noch eins!“ fuhr die Frau Notar fort. „Ich kann den Vater jetzt nicht mehr nötigen; er thut's nicht, und es gäbe die ärgsten Händel. Aber wenn's

die Kleine thut, verzeiht er's. Nur muß man's geistig angreifen. Komm, Emilie, ich will dir sagen, wie du's machen mußt."

Die Emilie, geschmeichelt durch das mütterliche Vertrauen, war ganz bei der Sache. Leider fing die Frau Notar jetzt so leise zu flüstern an, daß ich, lieber Leser, dein Berichterstatter, es nicht hören konnte. Aber erfahren sollst du's doch!

Um elf Uhr kam der Herr Notar nach Hause, immer noch verdrießlich. Er verlangte mürrisch nach seinen Sonntagskleidern, denn er müsse jetzt aufs Rathhaus zur Losziehung. Die Frau Notar ließ sich nicht blicken; Marie war in der Küche und hatte mehlige Hände; nur des Vaters Liebling, die flinke Emilie, war um den Weg und lief eifertig, dem bärbeißigen Papa zu dienen. So war's ihm gerade recht; das hatte er gern, wenn man recht sprang, wenn er etwas verlangte. Er wurde jetzt durch seines Töchterleins Dienstfertigkeit guter Laune und gab ihr sogar einen Abschiedskuß als Belohnung. Ganz vergnügt ging er die Treppe hinab.

Verstohlen blickten die Frau Notar und ihre beiden Töchter hinter den Fenstervorhängen im Erkerzimmer dem Vater nach, wie er über den Marktplatz ging. Auf der einen Seite des Platzes lag das Rathhaus, auf der andern standen Wohnhäuser, worunter das Haus des Kaufmanns Maier, wo sich des Herrn Notars Kanzlei im ersten Stock befand. Der Herr Notar ging auf das Rathhaus zu. Aber unmittelbar vor dem Rathhausthor griff er mit dem Finger an die Nase, wie jemand, dem plötzlich etwas Gutes eingefallen ist. Dann ging er mit raschen Schritten auf seine Kanzlei zu.

"Ach," rief die Emilie, „der Vater hat scheint's was vergessen auf der Kanzlei! Wenn er nur dort nicht in Gedanken seinen Sonntagserock auszieht! Wie oft ist er schon im Hausrock mit den Staubärmeln zum Essen gekommen; jetzt läuft er am End' so aufs Rathhaus!"

"Hervie, hervie!" rief die Mutter. „Du hast recht, Kind! Mach schnell, daß du auf die Kanzlei kommst! Und sorg dafür, daß der Vater keine Sachen macht!"

Schleunigt machte sich das Töchterlein auf den Weg, und lief so schnell es ging die Treppe hinunter und über den Marktplatz.

Der Leser merkt etwas. Der schwarze Rock lag der Frau Notar und ihrer Tochter ungeheuer am Herzen, weil das junge Mädchen — die Glückshaube darin unter dem Futter eingenäht hatte, damit sie der Vater unter allen Umständen aufs Rathhaus sollte mitnehmen müssen, auch gegen seinen Willen und ohne sein Wissen.

Großer Volkskalender für 1893.

Indessen, die Angst war unnötig. Kaum war Emilie am Kaufmann Maier'schen Haus angelangt, als schon der Herr Notar in der ganzen Pracht seines Festgewandes unter der Hausthüre erschien, gefolgt von seinem Assistenten, Herrn Winterhalter, der ein großes versiegeltes Aktenbündel trug.

„Ei," sagte der Herr Notar zu seiner Tochter, „das ist ja ganz geschickt, daß du gerade kommst! Jetzt," fuhr er zu seinem Assistenten gewendet fort, „geben Sie mir meiner Tochter die Akten, die kann sie auch nach Haus tragen. Sie können jetzt abgehen, Herr Assistent. Du, Emilie, trägst das Paket auf mein Zimmer; aber paß auf, daß du die Decke nicht beschädigst, es sind wertvolle Erbschaftsdokumente darin, ich will die Sachen heute nachmittag zu Hause erledigen."



Glückstrahlend preßte der junge Mann das zierliche Händchen ebenso kühn als zärtlich.

Eilig ging der Herr Notar dem Rathause zu. Fräulein Emilie Kurzenberger hatte aufgeatmet, als sie den Vater in dem erwünschten Anzug erblickte. Mit einem Gefühl großer Erleichterung trug sie nun den Aktenpack nach Hause und merkte gar nicht, wie schwer er war. Dies um so weniger, als der Herr Assistent, der Fräulein Emilien mit Freuden hundert noch viel schwerere Aktenpäck bis ans Ende der Welt nachgetragen hätte, ihr den schweren Pack nach wenigen Schritten abnahm und ins Haus trug. An der Treppe bedankte sich Emilie, die ohnehin ganz im Glück war, sehr freundlich bei ihm und reichte ihm zum Abschied die Hand, was noch nie geschehen war. Glückstrahlend preßte der junge Mann das zierliche Händchen ebenso kühn als zärtlich, und ging mit einem Blick von dammen, der der hübschen Tochter seines Vorgesetzten soviel zu denken gab, daß sie ganz rot wurde, als sie die Treppe hinaufstieg.

Nach einer halben Stunde kam der Herr Notar nach Hause, heiter, ja geradezu in übermüthiger Laune. Mutter und Töchter saßen in gespanntester Erwartung im Wohnzimmer um den bereits gedeckten Tisch.

„Bravo!" rief der Herr Notar und riß die Stubenthüre weit auf. „Bravo! Viktoria! Numero 526 hab' ich! Der Karl ist frei! Es ist die höchste Nummer, die heut überhaupt gezogen worden ist! Bahaha! Siehst, Mutter, ich kann's auch ohne Glückshaube!"

Mutter und Töchter freuten sich ungemein und lachten von Herzensgrund. „Ja," sagte die Frau Notar, „wenn's nur gut gegangen ist; ich will gern nichts gewußt haben!" Dabei lächelte sie und zwinkerte vergnügt mit den Augen gegen ihre Töchter hin, die sich Mühe geben mußten, nicht herauszulachen.

Man setzte sich zum Essen. Der Herr Notar wollte, wie es schien, jetzt seine barschen Worte von heute früh



Die Macht der Presse.

Humoreske aus dem Leben einer Kleinstadt.

Von C. Spielmann.

wieder gut machen. Er war sehr gesprächig, machte Witze, und war die Liebenswürdigkeit selbst. Er ruhte nicht, bis zum Nachtsich Champagner gebracht wurde; dann wurde angetoßen auf Karls, des abwesenden Geburtstagskinds, Wohl. Und nochmals meinte der Herr Notar lustig: „Ja, sehet ihr, da könnt ihr's jetzt doch auch einmal mit den Händen greifen, wie gar nichts es mit dem alten Aberglauben ist!“

„Um, ich weiß nicht, Alter,“ machte die Frau Notar, und blinzelte wieder geheimnisvoll, „ob du nicht am Ende doch die Glückshaube bei dir gehabt hast?“

„Ja, warum nicht gar!“ lachte der Notar. „Ich die Glückshaube? Woher denn? Meinst, ich hätte nicht vorher in allen Taschen nachgesehen? Ja, mich kriegt nimmer dran, Alte; die Taufe denk mir noch!“

Der Herr Notar lachte profitlich. Dies war nämlich eine Anspielung auf Karls Taufe. Damals hatte die Frau Notar ihrem ahnungslosen Gemahl die Glückshaube unbemerkt in eine Rocktasche zu praktizieren gewußt.

„Ei, ei!“ sagte die Frau Notar lächelnd, „ei, ei, Alter! Meinst, siehst du geseit, und werdest mit uns fertig? Wie, trenn einmal dein Rockfutter da ein bißchen auf!“

Mit diesen Worten griff sie nach dem Rockschöß ihres Eheherrn. Aber wie erstaunte sie, als sie an dem ihr so wohlbekannten Platz die heute früh eingenähte Glückshaube nicht fand!

Jetzt war das Lachen an dem Herrn Notar. Er besorgte es auch in der ausgiebigsten Weise; ich muß sagen, er lachte ganz fürchterlich. „Ja, gelt, Alte!“ rief er dann triumphierend, „diesmal hab' ich dich gekriegt! Hast gemeint, wenn ihr das Ding zwischen dem Rockfutter einnäht, so merke unsereiner nichts! Hahaha, hab's doch gemerkt! Zwar sagt der weise Sirach: »Es ist keine List über Frauenlist« — aber wenn man eine Frau und zwei große Töchter hat, lernt man aufpassen. Na, geh einmal hinüber in meine Stube, Emilie, und bring mir die Erbschaftsakten herüber!“

Die Kleine beeilte sich dem Auftrag Folge zu leisten. „Hier, meine teure Gattin!“ rief Kurzenberger vergnügt, indem er den Pack aufschürzte und oben das bewusste vergilbte Briefcouvert wegnahm. „Hier, meine teure Gattin, hast du das kostbarste dieser Dokumente wieder!“ Und er war boshaft genug, die Glückshaube mit einem tiefen, späßhaften Kompliment feierlich zu überreichen.

Für diesmal hatte also der Herr Notar gewonnen. Aber nach vierzehn Tagen brachte der „Waldenbronner Bezirksbote“, das Amtsblatt des Bezirks, eine Anzeige, die lautete:

Emilie Kurzenberger
Karl Winterhalter, Notariatsassistent
Verlobte.

Und bei der Hochzeit, die übers Jahr am Rekrutentag gehalten wurde, nachdem der Assistent glücklich Amtsnotar in Grünthal geworden war, trug der Papa Kurzenberger doch die Glückshaube noch einmal. Seine Frau hatte diesmal einen Geheimbund mit dem — Schuhmacher geschlossen: die Glückshaube steckte sicher und unentdeckt unter den Stiefelsohlen des glücklichen Brautvaters! Dort leistete sie auch während Karls Examen die erspriesslichsten Dienste, und erst als der Herr Notar die Stiefel durchaus nicht mehr anziehen wollte, weil man so unbequem darin gehe, entschloß sich die Frau Notar, ihren Familientalisman über Karls Hochzeit in des Gemahls Cylinderhut unterzubringen. Dort befindet sich die Glückshaube noch heute; und wenn dem Herrn Notar diese Zeilen zu Gesicht kommen, woran ich nicht zweifle, so bitte ich ihn freundlich, nachzusehen. Es geht eben doch keine List über Frauenlist!

Das Städtchen liegt in einem stillen Winkel, ist mit der Draußenvelt nur durch eine einzige Post verbunden, die täglich einmal geht und einmal kommt, und zählt knapp nur seine viertausend Seelen.

Um desto selbstverständlicher ist es deshalb, daß es keine drei geschlossenen Gesellschaften hat, die, noch selbstverständlicher, Benennungen führen, die drei fremde Sprachen hergeben mußten.

Das „Kasino“ ist die gesellschaftliche Vereinigung der Honoratioren, die „Concordia“ die des sogenannten bessern Bürgerstandes, und die „Ressource“ fast in sich, was an Bürgern nunmehr noch Rest bleibt.

Charakteristische Merkmale des Unterschiedes untereinander zeigen die drei Gesellschaften nur in geringem Maße. Dennoch aber schließen sie sich scharf gegeneinander ab, ziehen aufs engste ihre Grenzen.

Im Kasino spielen die Herren ihren Boston mit ein und denselben Karten so lange, bis sie kleben. Die Karten natürlich, nicht die Herren.

In der Concordia wird auch mit den klebendsten Karten noch sehr lange gespielt. In der Ressource noch länger.

In allen drei Gesellschaften die Klatschbahren in Unterrod und Hosen in althergebrachter, üblicher Weise den lieben Nächsten, ohne inbessern Vergeslichkeiten gegen Fernerstehende sich schuldig zu machen.

Im Kasino sind von den jungen Töchtern der dazu gehörigen Familien hübsch und wirklich jung ein Behtel, in der Concordia drei, in der Ressource sieben Behtel.

Im Kasino fehlt es auf den Bällen meist immer an flotten Tanzherren, in der Concordia selten, in der Ressource nie.

An der Spitze des Kasinos stand selbstredend das Haupt der Stadt, der Herr Bürgermeister.

Das war ein vortrefflicher Mann, ein sehr lieber und guter Herr. Dabei ein ebenso gelehrter Jurist wie unsichtiger und erfahrener Verwaltungsbeamter!

Lieb und gut freilich war er immer nur so lange, als alle Welt in seiner Stadt seine Ansichten und Willensmeinungen als die allein richtigen und maßgebenden anerkannte und respektierte, Ratsmänner und Stadtverordnete ihn im Stadregiment schalten und walten ließen, wie ihm gutdünkte. Fand er dagegen Widerspruch, so wurde er grob und ausfallend. Und, merkwürdig, je mißachtender und insolenter der Bürgermeister die Ratsmänner, achtbare Krämer, aber wenig schneidige Leute, und die Stadtverordneten, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, behandelte, um desto demütiger nur waren diese, und je selbstherrlicher und willkürlicher er regierte, desto mehr nur suchten sich die Bürger. Und obgleich es eine allbekannte Thatsache war, daß der Herr Bürgermeister im Verlieren von Prozessen sich Meister nennen konnte, obgleich die Mißstände in seiner Stadtverwaltung überall aufs schreiendste zu Tage traten, so hatten doch bis jetzt die Bürger noch niemals gewagt, die Potenzen ihres Stadthauptes als eines ausgezeichneten Rechtskundigen und Verwalters laut in Zweifel zu ziehen, oder gar gegen sein Mißregiment offen sich aufzulehnen.

Der Bürgermeister, stadtverfassungsgemäß auf Lebenszeit angestellt, war eben im Laufe der Jahre in seiner Stadt zum allmächtigen Souverän, und die Bürger zu seinen gehoramen Knechten geworden, sie wußten selbst nicht wie.